

International aktiv sein – warum und wozu?

Gedanken nach vielfältigen Erfahrungen europa- und weltweit

Abstract

Four aspects are considered in this article: 1. Personal decisions. 2. To integrate the home institution in a wider network. 3. Exchange of experience, learning from each other. 4. The German-speaking music education and the view into the wider world.

Vor allem fällt mir ein Gespräch mit einem deutschen Kollegen ein, das mich viele Jahre begleitet und immer wieder verunsichert hat. Bei der Arbeit in der Europäischen Arbeitsgemeinschaft für Musik in der Schule hatte ich den Eindruck gewonnen, dass in der fachpolitischen Strategie dieses Verbandes, in der Kommunikation und in den inhaltlichen Orientierungen Veränderungen notwendig waren. In diesem Sinne versuchte ich den geschätzten deutschen Kollegen zur gemeinsamen internationalen Arbeit zu bewegen. Seine Reaktion war ganz entschieden abwehrend: Die Situation rund um die Musikpädagogik sei in Deutschland so vielfältig, so herausfordernd und auch so attraktiv, dass er sich eine internationale Ausweitung seines Engagements überhaupt nicht vorstellen könne. Er meinte dabei sowohl den fachpolitischen als auch den inhaltlichen Aspekt der Musikpädagogik. Natürlich hatte ich Argumente gegen seine Entscheidung, aber er blieb dabei. Ich selber wurde die damit verbundenen Fragen nicht mehr los.

Persönliche Entscheidungen

Was sind das für Kolleginnen und Kollegen, die sich in ihrem beruflichen Leben dafür entscheiden, sich auf internationales Parkett zu begeben? Was bewegt sie, die Arbeit zu Hause (in der Schule oder Universität) durch die Zusammenarbeit mit Kollegen aus anderen Ländern in Verbänden und Gremien, Projekten und Arbeitsgruppen, auf Tagungen und Kongressen zu ergänzen? Anders betrachtet, wie rechtfertigen sie die Relativierung und gar Reduktion der Tätigkeit daheim zugunsten der internationalen Aktivitäten? Was hat mich persönlich bewegt, nicht nur am eigenen Institut für Musikpädagogik in Wien zu wirken, sondern darüber hinaus mit Kolleginnen und Kollegen aus fast allen europäischen Ländern zusammenzuarbeiten und schließlich durch die ISME auch weltweit aktiv zu sein?

Die meisten Kolleginnen und Kollegen, so scheint es mir, bringen eine persönliche Disposition für ihr internationales Engagement mit. Das hat mit Musikpädagogik zunächst nichts zu tun. In Hongkong aufgewachsen, in Chicago studiert, beruflich in Sidney tätig; als Kind aus-

gewanderter schwedischer oder niederländischer Eltern in Südafrika geboren, in London studiert, einen akademischen Job in Florida gefunden ... Weniger offensichtliche Dispositionen sind aber auch wirksam, wenn z. B. Migration in der Familiengeschichte eine Rolle spielt, wenn man in einem fremden Land studiert oder dort eine neue berufliche Heimat gefunden hat. Manchmal sind solche Dispositionen kaum erkennbar und wirken doch als Impulse. In Wien zu arbeiten bedeutete für mich, im Ausland zu leben. Den Netzwerken aus meiner Berliner Zeit, informellen wie formellen (VdS, AfS, AMPF ...), blieb ich verbunden, aber nun als einer von draußen. Ausschließlich in Wien und Österreich zu arbeiten, erschien mir nach einigen Jahren zu eng. Es wäre aufschlussreich, dieser Frage einmal systematisch nachzugehen: Welche ganz persönlichen Hintergründe sind bei Kolleginnen und Kollegen entscheidend für den Gang aufs internationale Parkett? Hätte ich damals für mein Anliegen einen anderen deutschen Kollegen, eine andere deutsche Kollegin ansprechen sollen?

Die eigene Institution in ein größeres Netzwerk einbinden

Nach etwa einem Jahrzehnt intensiver Arbeit in Wien schien die Zeit reif, die Arbeitsergebnisse des Instituts in den überregionalen Diskurs einzubringen. Die Weiterentwicklung sowohl des Instituts als auch der mitwirkenden Individuen brauchte, davon war ich überzeugt, die Selbstdarstellung draußen, Bewährungsproben bei „critical friends“ sowie weiterführende Impulse in einem größeren Netzwerk.

Die persönlichen Entscheidungen für den Gang aufs internationale Parkett sind, so gesehen, keine rein individuelle Angelegenheit. Sie sind die Form, mit Hilfe derer sich Institutionen überregional vernetzen. EU-Programme und -Projekte wie ERASMUS oder COMENIUS sind Hilfsmittel, die gebraucht werden, um persönliches Engagement für institutionelle Vernetzungen wirksam werden zu lassen. Letztlich zielen sie wieder auf die individuellen Entwicklungen z. B. der Lehrenden und der Studierenden.

Kann man aus dieser Betrachtungsweise folgern, dass Kolleginnen bzw. Kollegen erst international aktiv werden sollten, wenn sie zuvor in der eigenen Institution erfolgreich gearbeitet und sich national Reputation erworben haben? Ich war zumeist skeptisch gegenüber Kollegen, die sich international engagiert haben, wenn sie daheim nur wenig bewirken konnten oder wollten. Aber ist diese Skepsis legitim? Brauchen internationale Organisationen

nicht auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich vor allem international engagieren?

Erfahrungsaustausch, voneinander lernen

International aktiv sein impliziert die Möglichkeit zum produktiven Erfahrungsaustausch und zum Voneinander-Lernen. Ob, wie und in welchem Ausmaß es einem gelingt, von dieser Möglichkeit effektiv Gebrauch zu machen, hängt von vielen Faktoren ab; leicht ist es nicht, es geschieht nicht ohne weiteres. Entscheidend sind wohl erstens die Art des persönlichen Eingebunden-Seins in ein Projekt und zweitens die Qualität der Reflexion der Inhalte, um die es geht. Insgesamt sind nach meiner Einschätzung die Erwartungen und Projektionen größer als die realen Ergebnisse. Ich möchte das angesichts meiner eigenen Erfahrungen ein wenig erläutern.

Die intensivsten Lernchancen konnte ich im umfangreichen und vielschichtigen Projekt „music education Network (meNet)“ wahrnehmen, und zwar ganz besonders bei der Ausarbeitung des Dokuments „meNet Lernergebnisse in der Musiklehrerbildung“ (siehe meNet-Website) in einem internationalen Team. Hier ging es praktisch um alles, was mich im Kern meiner beruflichen Arbeit bewegt: um Fragen des Umgangs mit Musik und die damit verbundene Welt von Ansichten und Werten; um das Musizieren und Reflektieren des eigenen Tuns; um unzählige Kooperationsvarianten von Lehrenden und Lernenden; um Inhalte und Methoden des Musikunterrichts und deren Sinn und Zweck usw. Auf dem Hintergrund unserer verschiedenen Erfahrungen im Team konnten wir uns auf manches schnell verständigen, über anderes kamen wir immer wieder in produktive Streitgespräche. Das hat über die Jahre mein Denken und Handeln verändert, ja bereichert.

Möglich war diese Erfahrung, weil es das groß angelegte meNet-Projekt mit seinen vielen Untergruppen gab. Das Initiieren und Durchführen des Projekts bedeutete für viele von uns, auch für mich einen unermesslich großen Arbeitsaufwand über etliche Jahre. Ohne diesen Aufwand hätte ich die geschilderte punktuelle – und weitreichende – Lernerfahrung wohl kaum machen können.

Das meNet-Projekt konnte mit Hilfe des Netzwerks der Europäischen Arbeitsgemeinschaft für Musik in der Schule (EAS) initiiert und realisiert werden. Aber welche vergleichbaren Erfahrungsmöglichkeiten bietet die EAS selber? Im Nach-Denken bin ich ganz erstaunt, wie wenig – im Verhältnis zum Arbeitsaufwand – mich die Vorträge und Präsentationen auf den EAS-Kongressen als Musikpädagogen beeinflusst, mich tatsächlich bewegt haben; noch mehr gilt das für die ISME-Kongresse.

Ich sehe da zwei Seiten: die persönliche, kommunikative und fachpolitische einerseits und die inhaltlich-musikpädagogische andererseits. Im Mittelpunkt meines internationalen Engagements stand das Initiieren und Ermöglichen des Kommunizierens von und der Auseinandersetzung mit der Vielfalt musikpädagogischer Praxis („communicating diversity“). Das steht im weitesten Sinne für ein

politisches Anliegen – nicht zuletzt aus der Begeisterung für ein Europa der kulturellen Vielfalt und des friedvollen Miteinanders. Was die inhaltlich-musikpädagogische Seite betrifft, sehe ich die stärkeren Ressourcen woanders. Das betrifft einen schwierigen Punkt, an den ich mich zum Schluss heranwagen möchte.

Die deutschsprachige Musikpädagogik und der Blick in die weitere Welt

Ich komme noch einmal auf das anfangs erwähnte Gespräch mit dem deutschen Kollegen zurück. In seiner Zurückweisung meines Anliegens spielte die Einschätzung eine Rolle, dass es im eigenen Haus überaus viel zu lernen gibt, nämlich aus der Auseinandersetzung mit dem reichen und widerspruchsvollen konzeptionellen Denken, wie es die Geschichte der deutschsprachigen Musikpädagogik im letzten (halben) Jahrhundert geprägt hat. Dies impliziert die Frage, ob wir darüber hinausgehende praxisrelevante Einsichten überhaupt erwarten können. Können wir wirklich von den Kolleginnen aus Schweden oder Spanien, aus Kanada oder Brasilien, aus Malaysia oder China Denkanstöße für unsere musikpädagogische Praxis erhoffen, die in den deutschsprachigen Konzept(ion)en nicht in Sicht sind?

Natürlich kann man überall interessante Erfahrungen machen. Mich hat bewegt, welche Rolle das selbständige Erproben popmusikalischer Spielweisen in England spielt, wie die Neuen Medien auf anregende Weise zur Unterstützung des Musiklernens in Schweden verwendet werden, wie das chorische Singen das Fundament des Musikunterrichts in Estland bildet u. v. a. m. Aber konnten solche – immer punktuellen – Eindrücke mir wirklich einen neuen Horizont eröffnen in dem Sinne, dass sie noch nicht im Blickfeld meiner Praxis als Musiklehrer in Berlin und als Ausbilder von Musiklehrern in Wien gewesen wären?

Hier stehen wir vor einem Dilemma. Mir scheint, dass die reichen Ressourcen musikpädagogischen Denkens im deutschsprachigen Raum zugleich ein Handicap für neue Erfahrungen sein können: Da ist schnell das Gefühl von „eh schon dagewesen“ und zugleich die Scheu dies zu äußern, um nicht als Besserwisser dazustehen. Von beidem mag die Haltung meines Kollegen gespeist worden sein – und ich empfinde Sympathie dafür. Gleichzeitig erscheint es mir reizvoll, dem Anderen in musikpädagogischen Praxen anderer Länder und Kulturen lernbegierig gegenüber zu stehen, sie nicht vorschnell mit dem Bekannten, dem „schon Dagewesenen“ abzugleichen. Wenn sie z. B. in China als neue Errungenschaft „Orff einführen“, liegt es für uns allzu nahe, unsere Erfahrung von „Orff“ als Schablone anzulegen, statt den ganz anderen Kontext zu erkennen. Das geht nur schwer im Zusammenhang von Vorträgen und Präsentationen, viel besser in Formen von Begegnung und Kooperation, für die man sich viel Ruhe und Zeit lässt.